

**Aus:**

BARBARA KEDDI

## **Wie wir dieselben bleiben**

Doing continuity als biopsychosoziale Praxis

Mai 2011, 318 Seiten, kart., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-1736-8

Trotz allem Wandel: Personale Kontinuität spielt eine entscheidende – im aktuellen Diskurs allerdings vernachlässigte – Rolle. Forschungsbefunde aus Gehirn- und Biografieforschung, Psychologie, Erziehungs- und Sozialwissenschaften relativieren nicht nur die postmoderne Metaerzählung des Fragmentarischen. Sie zeigen auch, dass Kontinuität individuell immer wieder neu hergestellt werden muss.

Barbara Keddi gibt einen Überblick zum vielfältigen Repertoire biografischer, biologischer, psychischer und soziokultureller Praktiken des »doing continuity« – konzeptualisiert als komplexe biopsychosoziale Praxis.

**Barbara Keddi** (Dr. habil.) forscht am Deutschen Jugendinstitut in München und lehrt an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts1736/ts1736.php](http://www.transcript-verlag.de/ts1736/ts1736.php)

# Inhalt

---

Einleitung | 9

## KONZEPTIONELLE ÜBERLEGUNGEN ZUM DOING CONTINUITY

1. **Koordinaten und Arbeitsbegriffe:  
Personale Kontinuität, Herstellungspraxis,  
Multiperspektivität** | 23
  - 1.1 Aspekte von Kontinuität | 24
    - 1.1.1 Kontinuität und Wandel | 24
    - 1.1.2 Zum Begriff Kontinuität. Beispiele | 30
    - 1.1.3 Personale Kontinuität | 33
  - 1.2 Aspekte von „doing“: Vom Was und Warum zum Wie | 36
    - 1.2.1 Konstruktivistische Konzepte:  
Herstellung als „doing“ | 37
    - 1.2.2 Agency als Handlungsbefähigung | 40
    - 1.2.3 Praxis, Praktiken und Alltag | 47
  - 1.3 Multiperspektivität: Wissenschaftstheoretische  
Anmerkungen | 55
    - 1.3.1 Von der Multi- über die Inter- zur Transdisziplinarität | 56
    - 1.3.2 Multiperspektivische Mehrebenenansätze | 59
    - 1.3.3 Multiperspektivität zwischen Transdisziplinarität  
und Postdisziplinarität | 63
  - 1.4 Fazit: Koordinaten der Herstellungspraxis  
personaler Kontinuität | 64

## EMPIRISCHE SPURENSUCHE

2. **Doing continuity als biografische Praxis** | 69
  - 2.1 Kontinuität durch Erfahrungen, Erinnern und Perspektivität | 72
  - 2.2 Sinn, Deutung und Bedeutung als biografischer EigenSinn | 74
  - 2.3 Biografische Agency | 77

- 2.4    Lebensthemen als biografische Kontinuität bei jungen Frauen. Ein empirisches Schlaglicht | 80
- 2.5    Biografische Individualität | 82
- 2.6    Die Konstruktion biografischer Kontinuität als Verarbeitung von Diskontinuität | 84
- 2.7    Biografie und soziokultureller Kontext | 89
- 2.8    „Doing biography“ – die biografische Herstellungspraxis personaler Kontinuität | 92

### **3.    Doing continuity als neuronale Praxis | 95**

- 3.1    Exkurs: Der Blick ins Gehirn. Empirische Zugänge der kognitiven Neurowissenschaften | 98
- 3.2    Das konstruierende Gehirn: Wie Informationen verarbeitet werden | 103
  - 3.2.1   Information – Erfahrung – Bedeutung | 104
  - 3.2.2   Konstruktion und Kontinuität | 107
  - 3.2.3   Individualität und Subjektivität | 110
  - 3.2.4   Die Bedeutung von Emotionen | 112
- 3.3    Das biografische Gehirn: Gedächtnis als Voraussetzung für zeitliche und personale Kontinuität | 114
- 3.4    Das sich entwickelnde Gehirn: Neurogenese | 118
  - 3.4.1   Neuroplastizität: Das Gehirn – ein flexibler und hoch variabler Prozess modularer neuronaler Netze | 120
  - 3.4.2   Neurogenese im Lebenslauf | 124
- 3.5    Das Soziale Gehirn: Die Bedeutung von Umwelt und Beziehungen | 129
  - 3.5.1   Gedächtnisentwicklung vom Sozialen zum Individuellen | 131
  - 3.5.2   Das Gehirn – ein Beziehungsorgan | 135
- 3.6    Verkörperte Erfahrungen | 140
- 3.7    „Doing memory“ – die neuronale Herstellungspraxis personaler Kontinuität | 141

### **4.    Doing continuity als psychische Praxis | 143**

- 4.1    Perspektiven auf Persönlichkeit | 146
- 4.2    Persönlichkeit als Struktur | 147
  - 4.2.1   „Big Five“ als Beispiel für traitbezogene Konzepte | 147

- 4.2.2 Stabilität, Entwicklung oder Veränderung der Persönlichkeitsstruktur im Lebenslauf? | 149
- 4.2.3 Differenzielle Entwicklungen von Persönlichkeit | 155
- 4.3 Persönlichkeit als Prozess | 159
- 4.3.1 Lebensverläufe und individuelle Persönlichkeitsentwicklung | 160
- 4.3.2 Konstruktion und Entwicklung des Selbst | 163
- 4.3.3 Die relative Bedeutung von Lebensstationen und -ereignissen | 165
- 4.3.4 Persönlichkeit als lebenslanger Prozess | 168
- 4.4 Persönlichkeit und Umwelt | 170
- 4.5 „Doing personality“ – die psychische Herstellungspraxis personaler Kontinuität | 174

## **5. Doing continuity als soziale Praxis | 177**

- 5.1 Zeit und Kultur: Die Situierung von Identität | 180
- 5.1.1 Vormoderne Identitäts- und Subjektformen | 182
- 5.1.2 Identität(en) in der Reflexiven Moderne | 184
- 5.1.3 Personale Kontinuität in der Reflexiven Moderne | 192
- 5.1.4 Identitätskonstruktionen in nichtwestlichen Kultur(en) | 198
- 5.2 Identität und soziale Struktur | 201
- 5.2.1 Bildungsidentitäten und soziale Ungleichheit – ein Beispiel | 206
- 5.2.2 Differenz am Beispiel von Gender | 208
- 5.3 Identität und Interaktion | 211
- 5.4 Identitätsarbeit – Praxis und Praktiken | 214
- 5.4.1 Alltagspraxis und Routinen | 218
- 5.4.2 Subjektbezogene Praktiken personaler Identität(en) | 219
- 5.4.3 Postmoderne Praktiken der Identitätsherstellung | 222
- 5.4.4 Diskursive Praktiken | 224
- 5.4.5 Gebündelte Praktiken | 225
- 5.4.6 Praktiken der Identitätsentwicklung | 227
- 5.4.7 Praktiken gemeinsamer Identitätsarbeit – community of practise | 230
- 5.5 „Doing identity“ – die soziale Herstellungspraxis personaler Kontinuität | 237

## **DOING CONTINUITY ALS BIOPSYCHOSOZIALE PRAXIS**

- 6. Multiperspektivische Dimensionen des doing continuity | 241**
- 6.1 Disziplinäre Herstellungspraxen und Schnittmengen | 243
  - 6.1.1 Wie der „homo biograficus“ Kontinuität herstellt | 243
  - 6.1.2 Wie der „homo neurologicus“ Kontinuität herstellt | 244
  - 6.1.3 Wie der „homo psychologicus“ Kontinuität herstellt | 246
  - 6.1.4 Wie der „homo socius“ Kontinuität herstellt | 247
  - 6.1.5 Multiperspektivische Schnittmengen und Querthemen | 249
- 6.2 Doing continuity – ein multiperspektivisches Konzept | 252
  - 6.2.1 Kontinuität als universelle Notwendigkeit | 254
  - 6.2.2 Doing continuity als integrative biopsychosoziale Praxis | 255
  - 6.2.3 Die Doppellogik personaler Kontinuität: Routinen und Offenheit | 257
  - 6.2.4 Praktiken der Kontinuitätsherstellung | 258
  - 6.2.5 Doing continuity – eigensinniges Handeln | 260
  - 6.2.6 Die Situierung von doing continuity | 261
- 6.3 Methodologische Überlegungen zur Forschungspraxis | 261
- 6.4 Lernen und doing continuity als biopsychosoziale Herstellungs- und Entwicklungspraxis | 264
  - 6.4.1 Kompetenzen und personale Kontinuität | 266
  - 6.4.2 Doing continuity als Lern- und Bildungsprozess | 268
- Literatur | 271**

# Einleitung

---

„Wir bestehen alle nur aus buntscheckigen Fetzen, die so locker und lose aneinander hängen, dass jeder von ihnen jeden Augenblick flattert, wie er will; daher gibt es ebenso viele Unterschiede zwischen uns und uns selbst wie zwischen uns und den anderen.“

MICHEL DE MONTAIGNE 1588

„Es muss immer eine Diskrepanz bleiben zwischen den Begriffen und der Realität, da die ersteren statisch und diskontinuierlich sind, während die letztere dynamisch und fließend ist.“

WILLIAM JAMES 1911

„Jeder von uns ist mehrere, ist viele, ist ein Übermaß an Selbsten. Deshalb ist, wer die Umgebung verachtet, nicht derselbe, der sich an ihr erfreut oder unter ihr leidet. In der weitläufigen Kolonie unseres Seins gibt es Leute von mancherlei Art, die auf unterschiedliche Weise denken und fühlen.“

FERNANDO PASSOA 2006

„Wenn es so ist, dass wir nur einen kleinen Teil von dem leben können, was in uns ist – was geschieht dann mit dem Rest?“

PASCAL MERCIER 2004

Kontinuität hat keine Konjunktur. Dynamiken, Veränderungen, Diskontinuitäten und Brüche scheinen die einzigen Konstanten in unserem Leben. Sie prägen angesichts sich ständig wandelnder und immer weniger überschaubarer Lebensbedingungen und -herausforderungen unsere Erfahrungen, unseren Alltag, unsere Lebensführung, unsere Biografien, unsere Deutungen, unser Selbstverständnis und unsere „life stories“: „Nur wer sich ändert, bleibt sich treu“ (Biermann 1991). In Gegenwartsanalysen werden Veränderung, Beschleunigung, Diskontinuität, Entgrenzung, Fluidisierung und Flexibilisierung in bunten Metaphern beschworen und mit „metatheoretischem Pessimismus“ (Giddens 1988) und „implizitem Katastrophismus“

(Wolf et al. 2009) festgezurr. Brüche und Zerfall gehören zur geteilten argumentativen Basis unseres modernen Lebens. Diskontinuität wird damit konstitutiv für die Metaerzählungen der Gegenwart, „in denen so etwas wie lebensaugliche Kohärenz gestiftet wird“ (Keupp et al. 2002: 59). Dabei wird von der Gesellschaftsform auf individuelle Befindlichkeiten, Haltungen, Einstellungen und Handlungen geschlossen. Es wird nämlich angenommen, dass sich Gesellschaftsform und Identitätsformen der Gesellschaftsmitglieder entsprechen (vgl. Schimank 2002). Die Diskontinuität auf der gesellschaftlichen Ebene führe, so wird gefolgert, zur „Dynamisierung des Selbst“ (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 2002; Giddens 1992). In Folge werden die Grundlagen unserer Welt „Tag für Tag in Frage gestellt, und ihre permanente Rekonstruktion beruht auf einer verschwimmenden Fluidität der individuellen Identifizierung, die von der unvorhersehbaren Bewegung der Bilder und Emotionen beeinflusst wird“ (Kaufmann 2004: 308).

Identität ist folglich immer unabgeschlossen und nie ganz, ein Prozessgeschehen beständiger alltäglicher Arbeit (Keupp et al. 2002). So beschreibt Baumann (1997) den postmodernen Mensch als Vagabunden und Touristen, der Festlegungen und Gebundenheiten vermeidet. Dieser „bewegte“ Mensch agiere als „Sinnbastler“ (Keupp et al. 2002), zerrissen und zerstückelt, mit „einer Collage aus Fragmenten“ (Sennett 1998) und einem „Netz aus multiplen Selbsten“ (Rorty 1993), so sich sein Selbst nicht bereits gänzlich aufgelöst habe (vgl. Keupp/Hohl 2006). Entsprechend sind lebenslanges Lernen und Veränderungsbereitschaft zum Dreh- und Angelpunkt des modernen Menschenbildes geworden, das sich auf den „permanent unfertigen Menschen“ (Baltes 2001) bezieht.

Dennoch bleiben wir im täglichen Leben und im Lebensverlauf dieselben, in unserer eigenen Empfindung und auch in der Empfindung anderer, unabhängig von individuellen, kulturellen oder sozialen Dynamiken und Umbrüchen, trotz der Vielheit und Widersprüchlichkeit unserer Erfahrungen und auch wenn wir uns in unterschiedlichen Situationen höchst unterschiedlich verhalten (müssen). Trotz der in hohem Maß wahrgenommenen Bedeutung von Veränderungen und Diskontinuitäten spielt Kontinuität in unserem Leben eine zentrale Rolle. Personale Verortungen und Kontinuitäten werden auch und gerade in ungewissen Zeiten bedeutsam und zwar auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Personale Kontinuität setzt nicht voraus, dass in unserem Leben alles gleich bleibt und wir uns nicht verändern

(Straub 2000). „Kritische Lebensereignisse mögen einer Person neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen oder bisherige verschütten. Sie machen jedoch aus niemandem einen ‚zweiten Menschen‘“. (Köhler 2000: 5f) Zudem sind Veränderungen immer eingebunden in einen zeitlichen Verlauf, ein biografisches Davor und Danach, an dem im Denken, Deuten, Handeln und Fühlen angeknüpft wird.

Im Ringen um prozessbezogene, nichtessentialistische und konstruktivistische Konzepte des Subjekts und seiner Identität werden solche Aspekte der „Konstitution und Stabilisierung“ derzeit jedoch vernachlässigt (Wohlrab-Sahr 2006: 76; vgl. auch Giddens 1988; Latour 2007; Reckwitz 2008a; Wolf et al. 2009). Dies ist erstaunlich, denn die „Suche nach einem zusammenhängenden Muster von Antworten auf die Frage, wer man denn nun sei“ ist weiterhin im Alltag und im Lebensverlauf relevant (Kaufmann 2004). Übrigens bezieht sich auch empirische Forschung, sei sie quantitativ oder qualitativ, auf eine eindeutig identifizierbare, insofern „kontinuierliche“ Person, die als dieselbe Person agiert und sich, wenn sie sich denn ändert, als diese Person ändert.

Die Gewissheit der eigenen Kontinuität, der „situationsübergreifenden Selbigkeit“ (Kraus 1996; vgl. auch Shanahan 1985; Straub 2000), der „Seinsgewissheit“ (Giddens 1988) oder „sameness“ (Hume 1739/1740) ist notwendig, um handlungsfähig zu bleiben. Menschen müssen an sich selbst als beständige, autonome Wesenheiten glauben können (Kaufmann 2004). Dies fällt ihnen jedoch nicht einfach zu. Sie müssen personale Kontinuität in Auseinandersetzung mit der materiellen und sozialen Welt aktiv (vgl. Giddens 1988) herstellen. Das Ergebnis dieser aktiven Leistung bezeichnen Keupp et al. (2002) mit der Metapher des „Patchwork“, aus Einzelteilen in einer nachvollziehbaren und für den jeweiligen Menschen typischen Logik mit Nadel und Faden zusammengefügt. Diese Metapher wird oft missverstanden und als Zersplitterung rezipiert – ein Beispiel dafür, wie durch kulturelle Diskurse empirische Ergebnisse einseitig interpretiert werden.

### *Doing continuity als multiperspektivische Praxis*

Während das Ergebnis der Herstellung von personaler Kontinuität vielfach untersucht und beschrieben wurde, ist der Herstellungsprozess selbst selten im Blickpunkt. Hier setze ich mit meinen Überlegungen an: Wie bleiben Menschen, Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer dieselben trotz der Erfahrung von Übergängen, Fragmentierungen, großen und kleinen, alltäg-



lichen und biografischen Brüchen, trotz physischer, psychischer, biografischer und sozialer Veränderungen und trotz der Vielheit und Widersprüchlichkeit von Situationen und Deutungsmöglichkeiten? Mit welchen eher nicht bewussten, sondern vorbewussten und unbewussten Praktiken stellen sie das Gefühl von Kontinuität immer wieder von neuem her? Mit dem Fokus auf dem Wie knüpfe ich an subjektorientierte, konstruktivistische und praxeologische Konzepte an.

Antworten auf diese Fragen finden sich in ganz unterschiedlichen Disziplinen und Forschungstraditionen, je nach Perspektive implizit oder explizit konzeptualisiert und mit unterschiedlichen theoretischen und empirischen Annäherungen und Interpretationen akzentuiert, auch innerhalb der Disziplinen. Die Befunde zeigen, dass Kontinuität notwendig ist, um in einer dynamischen Welt als biografisches Subjekt, als biologischer Organismus, als Persönlichkeit und als soziale Person Lebenssicherheit herstellen zu können, handlungsfähig zu bleiben und für andere berechenbar zu sein. Strittig ist weniger, ob personale Kontinuität notwendig ist. Strittig ist vielmehr, wie unser Leben mit Kontinuität versehen wird und sich versieht.

Wenn entwicklungspsychologische, psychobiologische und neurowissenschaftliche Befunde die spätestens nach der Pubertät abgeschlossene und im weiteren Lebenslauf relativ stabile Prägung zentraler Persönlichkeits- und Handlungsmerkmale betonen (vgl. Caspi 2000; Roth 2005), Studien aus der Lebenslauf- und Biografieforschung, den Sozial- und Erziehungswissenschaften, der Kindheits- und Resilienzforschung, aber auch den Neurowissenschaften und der Entwicklungspsychologie auf lebenslange Plastizität und Veränderbarkeit (vgl. Baltes 2008), die Auflösung des Subjekts (Keupp/Hohl 2006), die Bedeutung von Praktiken und Diskursen (vgl. Giddens 1988; Reckwitz 2008b), die Individualität von Entwicklung (vgl. Weinert et al. 1999) und Erfahrungen (vgl. Wohlrab-Sahar 2006; Roth 2005), die Biografizität (vgl. Alheit 1992; Schütz 1932; Schütze 1984), die Heterogenität von Entwicklungswegen (vgl. Asendorpf/van Aken 2003; Roberts/DelVecchio 2000; Vaillant 2000) und deren Nichtprognostizierbarkeit (vgl. Vaillant 2000; Wustmann 2004) verweisen, wird deutlich, dass „personale Kontinuität“, ohne dass dieser Begriff immer explizit verwendet wird, je nach Perspektive Unterschiedliches bedeutet und entsprechend auch die Herstellung von Kontinuität theoretisch und methodologisch höchst unterschiedlich rekonstruiert und erklärt wird. Dies zeigt sich auch

in der Vielfalt von Begrifflichkeiten wie Subjekt, Organismus, biografische Identität, Entität, Persönlichkeit oder soziale Identität.

Deutlich kristallisieren sich bei allen Unterschieden zwei übergreifende Befunde heraus: Erstens unterliegen Persönlichkeit, Gehirn- und genetische Struktur ebenso wie biografische und soziale Identität einem ständigen Herstellungsprozess. Dieser ist durch ein dynamisches, über die Zeit variiendes Zusammenspiel und gleichzeitiges Ineinandergreifen biologischer, körperlicher, psychischer, biografischer und sozialer Faktoren gekennzeichnet. Zweitens werden unidirektionale, unilineare und unidimensionale Zusammenhänge diesem Prozess nicht gerecht. Es ist davon auszugehen, dass von Geburt an ein hochkomplexes Geflecht aus Natur, Kultur, Fremd- und Selbstartikulation besteht (vgl. Behnken/Zinnecker 2001), deren Anteile am Herstellungsprozess sich nicht in Quantitäten messen lassen, auch wenn dies immer wieder versucht wird.

Dies macht das Ganze nicht nur empirisch, sondern auch konzeptuell schwer greifbar und sperrig, zumal wir vor allem kausal, linear und additiv verstehen und erklären.

### *Annäherungen*

Bei den Vorüberlegungen zu dieser Arbeit spielten zunächst, dem Zeitgeist entsprechend, Brüche im spätmodernen Leben eine zentrale Rolle. Der Fokus der Arbeit verschob sich jedoch mehr und mehr. Die oft und besonders aktuell unterschätzte Bedeutung von Kontinuität wurde zum zentralen Thema. Kontinuität wird meist mit Stabilität, Stillstand oder Unveränderbarkeit gleichgesetzt. Ebenso wird strukturellen und psychischen Variablen häufig eine „vermeintlich zeitlose Qualität“ (Elder/Caspi 1990: 54) zugeschrieben. Kontinuität beinhaltet jedoch auch prozessuale und dynamische Aspekte des Verknüpfens von Brüchen und Dynamiken, denn ohne Veränderung und Wandel wäre Kontinuität gar nicht notwendig. Desintegrative Entwicklungen, Unsicherheiten und Ungewissheiten sind deshalb kein Widerspruch zu Kontinuität, sondern aufeinander bezogene Prozesse, die teils parallel stattfinden, teils aufeinander bezogen sind und sich ergänzen. Sie prägen die Art und Weise, in der personale Kontinuität herzustellen ist.

An diese Überlegungen anknüpfend frage ich nach der individuellen prozessualen und kontinuierkeitsstiftenden Herstellungsleistung, dem „doing continuity“: Wie stellen Menschen Kontinuität im Alltag und im Lebens-

verlauf im Zusammenspiel und Ineinandergreifen biologischer, körperlicher, psychischer, biografischer und sozialer Faktoren her?

Die unterschiedlichen Ebenen, auf denen personale Kontinuität hergestellt wird, werden unterschiedlichen Disziplinen zugeschrieben und arbeitsteilig untersucht – eine Arbeitsteilung, die meines Erachtens kontraproduktiv ist in Zeiten der Öffnung der Disziplinen und angesichts der Tatsache, dass unterschiedliche Disziplinen sich häufig auf die gleichen Phänomene beziehen. Überzeugt von der Notwendigkeit multiperspektivischen Vorgehens greife ich deshalb empirische Ergebnisse aus unterschiedlichen Disziplinen auf und lote aus, welchen Beitrag sie leisten können. Exemplarisch werden zunächst Herstellungspraxis und Herstellungspraktiken personaler Kontinuität aus unterschiedlichen Perspektiven getrennt rekonstruiert und abschließend ihre disziplinären Schnittmengen zu praxeologischen Koordinaten zusammengeführt. Ziel ist es, die Komplexität und Dynamik, das Ineinandergreifen, Widersprüchliche, Ambivalente und Nicht-Prognostizierbare im „doing continuity“ multiperspektivisch zu konturieren. Die Arbeit ist theoretisch-konzeptuell und gleichzeitig empirisch ausgerichtet. Die Schlussfolgerungen erfolgen auf einer breiten empirischen Basis. So wird es möglich, gehaltvolle und empirisch belastbare Aussagen über die Herstellungspraxis personaler Kontinuität abzuleiten.

Berücksichtigt werden Ergebnisse aus der Biografie-, Lebenslauf- und Transitionsforschung, der Gehirn- und Kognitionsforschung, der Entwicklungs- und differenziellen Psychologie, den Erziehungs- und Sozialwissenschaften, der Wissenssoziologie, der Kindheitsforschung und der Ethnologie: Wie wird Kontinuität jeweils konzeptualisiert und sichtbar gemacht? Welche Praktiken sind auf welchen Erklärungsebenen zentral? Sind diese Praktiken gegenseitig anschlussfähig? Lassen sie sich in Anlehnung an transdisziplinäre Überlegungen zusammenführen? Welche konzeptuellen Ergänzungen ergeben sich aus den Einzelperspektiven? Und welche Folgerungen ergeben sich für ein multiperspektivisch orientiertes, praxeologisches Konzept?

Das Vorgehen der Arbeit ist durch Herantasten und Aufarbeiten unterschiedlicher disziplinärer Konzepte und vor allem durch „Neugier und Offenheit“ (vgl. Katz 2002) gekennzeichnet. „Herumliegendes“ (Lévy-Strauss 1980) und disziplinärer Inselforschung Verborgenes wird eingesammelt und zusammengesetzt, durchdacht und aufgearbeitet. Diese ethnografische Vorgehensweise des „wildes Denkens“ (ebd.) eröffnet die Chance einer

breiteren Wahrnehmung, stellt scheinbar Gesichertes in Frage und ermöglicht Entdeckungen. Statt ein „zivilisiertes“, gezähmtes und geglättetes Konzept zu präsentieren, werden unterschiedliche, nicht immer passgenaue und auch widersprüchliche Perspektiven ernst genommen und als gegenseitige Bereicherung, Ergänzung, Bestätigung und Infragestellung anerkannt – der Versuch einer ko-konstruktivistischen, transdisziplinären und multiperspektivischen und eben nicht linear additiven und deterministischen Annäherung an Praxis und Praktiken der Herstellung von Kontinuität. In Folge wird bewusst auf essentialistische Konzepte von personaler Kontinuität verzichtet sowie kulturpessimistischen Interpretationen sozialen Wandels eine klare Absage erteilt.

Ziel ist nicht der Entwurf einer Theorie mit fertigen Lösungen, die Abgeschlossenheit impliziert, satt und zufrieden macht und die Neugier auf Weiterentwicklung lähmt. Ziel ist vielmehr ein empirisch gesättigtes, handlungsbezogenes Forschungsprogramm als Anregung auf dem Weg zu einer multiperspektivischen, im Sinne Joas (2005: 88) „postdisziplinären“ Theorie und insofern im Foucaultschen Sinn auch ganz explizit ein „Werkzeugkasten“ für weitere Erkundungen. Damit wird die poststrukturalistische Theoriefigur der expliziten Zurückweisung immanenter Geschlossenheit als Ankerpunkt untereinander nicht-systematisierter und reversibler Beziehungen bewusst aufgegriffen (vgl. Stäheli 2000).

### *Logik und Aufbau*

Wissenschaftliche Publikationen haben üblicherweise einen Anfang, ein Zwischenstück, in dem die Lösung entwickelt wird, und ein Ende (vgl. Pöppel 2006). Sie folgen einer logischen Struktur aus Fragestellung, Forschungsstand, Ergebnissen und Bilanz. Die Reihenfolge der einzelnen Teile und Kapitel dokumentiert die am Ende des Forschungsprozesses synthetisierte Logik und Richtung der Überlegungen. Sie spiegelt jedoch nicht den Verlauf des eigenen Such- und Erkenntnisprozesses, der in Schleifen und Sackgassen meist sehr viel weniger stringent verläuft, als es sich als Ergebnis darstellt. Auch die Anordnung von Kapiteln ist analytisch und linear geglättet und trägt zu dem Eindruck bei, dass die einzelnen Teile klar voneinander zu trennen sind.

Denken und auch Forschen funktionieren jedoch nicht in dieser linearen Form. Pöppel (2006) verweist zu Recht darauf, dass der Zwang zur darstellenden Linearität wissenschaftliche Offenheit erschwert oder sogar ver-

hindert. Forschungsergebnisse entstünden häufig gleichzeitig an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten. Kapitel tauschten eine geradlinige Struktur und Ordnung vor und zwar nicht nur den interessierten LeserInnen, sondern auch den AutorInnen, die versuchen, ihre Erkenntnisse für andere nachvollziehbar zu machen. Die vielfachen Zirkelbewegungen, die „Unordnung“ im Denken, die aufgegebenen oder wieder aufgegriffenen Parallelfraagestellungen und Ergebnisse, Eingebundenheiten in Zeitlichkeiten und Erfahrungen werden ausgeblendet:

„Bücher sind wie Solitäre. Sie präsentieren sich gern der Öffentlichkeit und verschweigen dabei die Zusammenhänge, aus denen sie entstanden sind. Dabei sind sie doch in lange Gedankengänge eingebunden [...] Ausgenommen wenn er sein Tagebuch (Loureau 1988) veröffentlicht, schätzt es der Forscher, der gern verkennt, dass er ein Handwerker ist, überhaupt nicht, wenn man die Unordnung in seiner Werkstatt sieht; für ihn zählt allein das Resultat, sein schönes Werk. Er lässt also Hobel und Späne verschwinden.“ (Kaufmann 2004: 7)

Auch diese Publikation ist nicht linear entstanden, sondern in einem hermeneutischen Zirkel. Einzelne Befunde führten immer wieder dazu, mich nochmals auf die Suche zu machen, nachzuforschen und nachzulesen, zu verwerfen, wiederaufzugreifen, bereits eingeordnete Ergebnisse in Frage zu stellen, zu relativieren und neue Fragen zu stellen. Deshalb sei ausdrücklich ermuntert, mit den Kapiteln zu beginnen, die sie interessieren, und sich meinen Überlegungen, Ausführungen und Folgerungen auf ihre eigene Art zu nähern.

Im ersten Teil *Konzeptionelle Überlegungen* werden die Koordinaten, denen die disziplinäre Spurensuche folgt, skizziert: Dabei geht es zum einen um das Verhältnis von Stabilität, Kontinuität, Wandel und Diskontinuität sowie personale Kontinuität und ihre Situierung in Zeit und Prozessen. Eine zweite Koordinate bezieht sich auf Konzepte des „doing“, also der Herstellungspraxis personaler Kontinuität. Damit wird an Traditionen der subjektorientierten, hermeneutischen und rekonstruktiven Soziologie angeknüpft, erweitert um agencybasierte, sozialkonstruktivistische und praxeologische Konzepte. Zum dritten werden interdisziplinäre Konzepte durch trans- und postdisziplinäre sowie emergenztheoretische Überlegungen zu einem multiperspektivischen Konzept erweitert.

In zweiten Teil *Empirische Spurensuche* werden Praxen und Praktiken der Herstellung von personaler Kontinuität aus unterschiedlichen, theoretisch und empirisch verankerten Perspektiven identifiziert, meist in disziplinären Grenzen. Davon ausgehend, dass die Herstellung von Kontinuität ein ganzheitlicher, komplexer und vielfach verschränkter, gleichzeitig biografischer, biologischer, psychischer und sozialer Prozess ist, der sich der Möglichkeit eines einzigen Zugangs und damit eines einzigen Erklärungsansatzes entzieht, werden exemplarisch Ergebnisse und Konzepte aus den diese Perspektiven explizit oder implizit aufgreifenden Disziplinen berücksichtigt. Die Auswahl der Disziplinen steht beispielhaft für unterschiedliche Traditionen, Konzeptualisierungen und Herangehensweisen. Beispielsweise wird bei der Einbeziehung biologischer Perspektiven auf die Ergebnisse der Neurowissenschaften zurückgegriffen. Es hätte sich auch angeboten, aktuelle Forschungen zur Epigenetik heranzuziehen, die das Verhältnis von Natur und Kultur als offenen Prozess definieren. Doch auch Zufälle haben einen nicht zu unterschätzenden Anteil an Erkenntnispfaden.

Kapitel 2 *Doing continuity als biografische Praxis* konturiert Praktiken der Kontinuitätsherstellung in der Tradition der Biografieforschung. Im Zentrum steht der biografische Prozess der Herstellung von personaler Kontinuität. Kontinuität wird subjektiv, reflexiv, unbewusst, vorbewusst und bewusst, selbstreferentiell und lebenslang konstruiert: Subjekte stellen Kontinuität durch die deutende Verknüpfung ihrer biografischen Erfahrungen im Lebenslauf und im Alltag immer wieder von neuem her. Dies bedeutet nicht, dass biografische Kontinuität immer, in jeder Situation und im Lebenslauf gelingt. Vielmehr kann sie im Sinn von Goffman (1975) „beschädigt“ werden, zusammenbrechen oder scheitern, wenn es nicht gelingt, sie herzustellen.

Während eines Fellowship am Hanse Wissenschaftskolleg ergab sich die Gelegenheit zu einem systematischen Blick über den Tellerrand sozialwissenschaftlicher Subjekttheorien zur aktuellen Gehirnforschung. Die in der Tradition der verstehenden Soziologie und Biografieforschung formulierte Annahme des „doing continuity“, dass nämlich Subjekte Kontinuität durch die deutende Bewertung ihrer biografischen Erfahrungen immer wieder neu herstellen (müssen), war unerwartet deutlich kompatibel mit empirischen Ergebnissen der Neurowissenschaften. Diese verabschieden sich zunehmend von der Vorstellung einer fixen, einmal erworbenen Gehirnarchitektur oder unveränderlicher Genome. Gehirn und auch Erbgut sind, so

zeigen ihre Forschungsergebnisse, mit hohen Freiheitsgraden in ständigem Umbau begriffen. Auch auf neuronaler Ebene ist deshalb Kontinuität immer wieder von neuem herzustellen. Erfahrungen kommt dabei eine herausragende Bedeutung zu (Kandel 2006).

In Kapitel 3 *Doing continuity als neuronale Praxis* werden aktuelle Ergebnisse der Neuro- und Kognitionswissenschaften zu den biologischen Aspekten der Herstellung personaler Kontinuität aufgegriffen. Im Zentrum stehen konstruktivistische Prozesse der Erfahrungsverarbeitung und des autobiografischen Gedächtnisses. Unverständlich, dass in der verstehenden Soziologie bis auf wenige Ausnahmen (beispielsweise Alheit 1992; Giddens 1988; Kreissl/Steiner 2008; Schimank 2002; Wohlrab-Sahr 2006) keine Verbindungen zu den biologischen Wissenschaften hergestellt werden; diese scheinen eher bedrohlich und suspekt, als dass eine Annäherung stattfindet (Schroer 2001: 225). Auf diese gegenseitigen Empfindlichkeiten und Abgrenzungen werde ich nicht eingehen. Sie führen als Sackgasse im transdisziplinären und multiperspektivischen Diskurs nicht weiter.

Die Erkundungen in den Biowissenschaften ermutigten mich, die „Spurensuche“ auf die Persönlichkeits- und Entwicklungspsychologie auszuweiten, vor allem auf Untersuchungen und Studien zu Stabilität, Instabilität, Differenzialität und Prozesshaftigkeit von Persönlichkeit. Psychologische Ansätze und Studien haben seit jeher personale Kontinuität zum Thema, werden jedoch in den Sozialwissenschaften selten aufgegriffen. Kapitel 4 *Doing continuity als psychische Praxis* bezieht Ergebnisse aus der trait- und prozessorientierten Persönlichkeits- und Entwicklungspsychologie in die Überlegungen ein. Es geht also um die Frage, wie durch Persönlichkeit(seigenschaften) Kontinuität hergestellt wird.

Individuelle Praxen und Praktiken sind immer auch sozial. Kaufmann (2004) verweist darauf, dass Identität insofern ein „Reflex der Struktur“ ist. Während psychologische Ansätze sich vor allem auf den einzelnen Menschen und seine psychische Entwicklung im sozialen Kontext konzentrieren, thematisieren sozial- und kulturwissenschaftliche, identitäts- und subjektbezogene Ansätze die soziale Rahmung der Herstellung von Kontinuität. In Kapitel 5 *Doing continuity als soziale Praxis* wird die Herstellung von Kontinuität als sozio-kulturelle und interaktive Praxis untersucht. Dies wird zum einen veranschaulicht an sozialen Differenzierungs- und Individualisierungsprozessen. Zum anderen werden Forschungsergebnisse zur Herstellung von Identität in sozialen Situationen, in historischen Kontexten

und in Interaktionen herangezogen sowie die vielfältigen Praktiken der Identitätsarbeit dargestellt.

Im dritten und abschließenden Teil *Doing continuity als biopsychosoziale Praxis* werden die rekonstruierten empirischen Befunde zur Herstellung von Kontinuität aus den unterschiedlichen Disziplinen und Perspektiven im Hinblick auf gemeinsame Schnittmengen untersucht und mit dem Ziel einer Annäherung an eine multiperspektivische Perspektive in Anlehnung an transdisziplinäres Vorgehen gebündelt (Kapitel 6 *Multiperspektivische Koordinaten*): Die Herstellung von Kontinuität, so das zentrale Ergebnis, ist biopsychosoziale Praxis, quer zu den Disziplinen und mit vielfältigen Praktiken realisiert. Überlegungen zur Logik transdisziplinären Vorgehens und zur potentiellen Anschlussfähigkeit von Disziplinen werden aufgegriffen und das multiperspektivische Konzept erläutert. Besonders zu betonen ist, dass die Praxen des „doing continuity“ nicht auf Einzelebenen, die spezifischen Perspektiven entsprechen, verankert sind, sondern dass *jede Praxis biopsychosozial* ist. Das Bedürfnis nach Kontinuität hat eine „biologische“ Seite, ist jedoch mehr als biologische Notwendigkeit. Es hat eine „biografische“ Seite, ist jedoch mehr als biografische Notwendigkeit. Es hat eine „psychische“ Seite, ist jedoch mehr als psychische Notwendigkeit. Es hat eine „soziale“ Seite, ist jedoch mehr als soziale Notwendigkeit. Das Bedürfnis nach Kontinuität ist gleichzeitig biografisch, psychisch, individuell, kulturell und sozial. Wie Kontinuität von jeder einzelnen Person hergestellt wird und was dies für sie bedeutet, hängt zusammen mit individuellen Erfahrungen und subjektiven Deutungen, Entwicklungsprozessen, angeborenen, erworbenen und zugeschriebenen Eigenschaften und Strategien, Situationen und sozialen Kontexten, Interaktionen und soziokulturell geprägten Orientierungen – „doing continuity“ ist biopsychosoziale Praxis. Organische und psychosoziale Prozesse sind entsprechend unterschiedliche Aspekte ein und desselben Vorgangs. Kontinuitätskonstruktion findet gleichzeitig auf ganz unterschiedlichen, nicht unbedingt vergleichbaren oder „eins zu eins“ überführbaren Ebenen statt. Kontinuität ist beispielsweise durch neuronale Prozesse determiniert, aber nicht reduktiv erklärbar. Emergenztheoretischen Überlegungen folgend (Heintz 2004) ist gleichzeitig aber auch die Autonomie einzelner Erklärungsebenen anzuerkennen (Schumacher 2006).



Diese Ergebnisse erfordern ein Umdenken, auch im Hinblick auf Konzepte von Interdisziplinarität und das Verhältnis zwischen den Disziplinen. Aus den Ergebnissen der Arbeit ergeben sich auch „neue“ Anforderungen an Erziehungswissenschaften und ihre Praxisfelder, die derzeit verstärkt diagnostisch und problembezogen vorgehen. So sind beispielsweise die herausgearbeiteten komplexen und widersprüchlichen Herstellungsprozesse von Kontinuität und die Gleichzeitigkeit sozialer, biografischer, psychischer und biologischer Strukturen auf Entwicklungs- und Lernprozesse zu beziehen.